

HONECKERS ENKEL

"Ein Rebell bin ich erst heute"

Roberto Yáñez Betancourt y Honecker spricht über seinen Großvater Erich Honecker, den früheren DDR-Staatschef – und geht auf Distanz zu Großmutter Margot.

VON Marian Blasberg | 03. März 2011 - 07:00 Uhr

© Werner Amann



Roberto Yáñez Betancourt y Honecker, 36, verließ vor 21 Jahren mit seiner Familie Deutschland. Er lebt in Santiago de Chile

Drei Jahre liegen zwischen der ersten Kontaktaufnahme und diesem Tag, an dem Roberto Yáñez Betancourt y Honecker zehn Minuten zu früh an der U-Bahn-Station Los Leones in Santiago de Chile wartet. Drei Jahre, in denen er nicht reden wollte, in denen er nicht reden durfte, weil Margot Honecker, seine Großmutter, bei der er lebt, nicht wollte, dass Familienmitglieder mit einer deutschen Zeitung sprechen. Roberto Yáñez ist der Sohn von deren Tochter Sonja, der Enkel von Erich Honecker. 1990, kurz nach dem Fall der Mauer, ist seine Familie nach Chile ausgereist, in das Land seines Vaters, der in den siebziger Jahren vor der Diktatur in seiner Heimat in die DDR geflohen war. Von Roberto wusste man nie viel. Man hörte manchmal, er habe Privilegien gehabt, wie sie nicht viele Kinder hatten in der DDR, später hieß es dann, er nehme Drogen, und neulich schrieb der *Berliner Kurier* über sein trauriges Leben als Straßenmusikant in Chile. Jetzt will er ein paar Dinge richtigstellen. Jetzt, mit 36, zwanzig Jahre nachdem seine Kindheit von einem Tag auf den anderen endete, ist er so weit, sich frei zu machen vom Wort der Großmutter.

»Pünktlich wie ein Deutscher«, sagt er grinsend zur Begrüßung. Er spricht ohne Akzent. Ein groß gewachsener Mann, kräftig, mit einem mächtigen Bauch, über dem ein weites, bis zur Brust offenes Hemd flattert. Ein Künstlertyp mit blondem Fusselbart.

Yáñez ist misstrauisch, stellt erst mal lieber Fragen, anstatt selbst zu reden. Er will wissen, ob es in Deutschland möglich sei, dass ehemalige Stasi-Offiziere zur besten Sendezeit im

Fernsehen moderieren, so wie das Ex-Geheimdienstleute in Chile tun. Ihn interessiert, was die Deutschen heute denken über den Mauerfall. Er steckt das Terrain ab. Es ist in Ordnung, über seine Großeltern zu sprechen, aber die Eltern sind tabu. Er sagt, die Leute, die seinem Vater damals nach dem Leben trachteten, seien immer noch sehr aufmerksam. Gerne sprechen will er über seine Kunst. Als im September letzten Jahres während der Langen Nacht der Museen 100.000 Gedichte aus einem Helikopter auf den Berliner Lustgarten regneten, war auch eins von ihm dabei. Gegenüber stand einmal der Palast der Republik. Es ist die Gegend von Berlin, in der er aufgewachsen ist.

ZEITmagazin: Herr Yáñez, dieses Gedicht, das im September, unweit Ihres alten Elternhauses, auf Berlin flatterte – wie kam es dazu?

Yáñez: Ein Freund von mir, Julio Carrasco, mit dem ich vor vielen Jahren in Santiago in der Literaturwerkstatt gewesen bin, hat die Aktion organisiert. Er gehört zu einer chilenischen Künstlergruppe namens Casagrande. Sie geben eine Zeitschrift heraus, und in unregelmäßigen Abständen bombardieren sie Städte, in denen früher Krieg gewesen ist, mit Poesie. Sozusagen als Reparationsaktion.

ZEITmagazin: Was hatten Sie zu reparieren in Berlin?

Yáñez: Ich musste dort nichts reparieren. Es gibt keine Schuld, die ich abzutragen hätte, aber trotzdem war Berlin für mich etwas Besonderes. Es war ein Abschluss, ein Zeichen, dass es mich noch gibt nach einer Zeit, die man mit Arthur Rimbauds berühmtem Buch als eine »Saison in der Hölle« bezeichnen kann.

ZEITmagazin: Wovon handelt Ihr Gedicht, das auf Berlin geregnet ist?

Yáñez: Es heißt *Der Springer*. Darin geht es um einen grünen Mann, dem nicht bewusst ist, dass er grün ist. Einen Mann, der springt, aber nicht weiß, wohin. Der außerhalb der Zeit lebt und an einem Ort geboren wurde, den es nicht gibt. Ein bisschen *ambiguo* das Ganze, kann man das so sagen? Ein bisschen surreal. Ohne klare Bedeutung.

ZEITmagazin: Sind Sie der grüne Mann?

Yáñez: Kann sein. Aber ich weiß inzwischen wieder, wer ich bin.

ZEITmagazin: Wie lange waren Sie nicht in Berlin?

Yáñez: Seit wir geflohen sind vor 21 Jahren.

ZEITmagazin: Welche Erinnerungen haben Sie?

Yáñez: Die Hochhäuser, das Plattenbausystem der DDR, billige Brötchen. Und natürlich die Mauer, die ist meine wichtigste Erinnerung. Ich hatte Pionierappell vor der Mauer, bin nahe der Mauer in die Reinhold-Huhn-Schule gegangen. Wir wohnten in der Leipziger Straße in Mitte, eine einfache Wohnung, drei Zimmer, zwölfter Stock, Westbalkon mit

Blick nach drüben. Es mag sich vielleicht komisch anhören, weil es mein Großvater gewesen ist, der sie gebaut hat, aber mir hat diese Mauer nie gefallen. Für mich bedeutete sie ein Verbot. Eine Begrenzung meiner Freiheit. Ich wäre gern mal rüber, um zu sehen, ob es stimmt, was sie uns immer erzählten von der Ausbeutung der Arbeiter, den vielen Arbeitslosen.

ZEITmagazin: Hatten Sie eine glückliche Kindheit?

Yáñez: Ich glaube schon.

ZEITmagazin: Sie hatten Privilegien.

Yáñez: Ich war der Enkel des Chefs.

ZEITmagazin: Es gibt das Gerücht, dass Sie als einziges Kind in der DDR einen ferngesteuerten Hubschrauber gehabt hätten.

Yáñez: Ich hatte ein ferngesteuertes Auto, Westjeans und noch ein paar andere Dinge, die andere Kinder nicht hatten. Einmal hat mir mein Großvater aus Kuba ein kleines, totes Krokodil mitgebracht. Ein anderes Mal kam er mit einer Lederjacke an, die er von Udo Lindenberg geschenkt bekommen hatte, nach dessen Auftritt in Ost-Berlin. Heute erscheint mir meine Kindheit manchmal wie ein Film. Ich wuchs auf in einer Welt voller Spione, es gab überall Personenschützer. Und es ist seltsam für ein Kind, wenn es den eigenen Großvater dauernd im Fernsehen sieht.

ZEITmagazin: Wie haben Sie ihn wahrgenommen?

Yáñez: Als netten, liebenswerten Menschen. Für mich war er kein Staatsmann. Jeden Samstag holten mich seine Fahrer ab und fuhren mich nach Wandlitz, wo wir mit dem Hund spazieren gingen, Rad gefahren sind, gegessen haben. Sehen Sie, mein Großvater war ein einfacher Mann, ein Bergarbeitersohn, der ein paar Leidenschaften hatte. Er ging gern zur Jagd, er hatte seine Datsche, aber er war nicht auf dem Golfplatz, während seine Arbeiter geschuftet haben. Er hat auch nicht gesagt: Heute nehmen wir meine Maschine und fliegen nach Paris, um für 20.000 Dollar bei Dior zu shoppen, wie es andere Staatschefs gerne tun. Manchmal glauben die Leute hier in Chile, dass ich in einem goldenen Käfig groß geworden bin, aber ich war kein Prinz Charles, kein Kind der Bourgeoisie. Ich war der Enkel eines Sozialisten, und da achtete man drauf, dass ich ins Bild passe.

ZEITmagazin: Haben Sie dagegen aufbegehrt?

Yáñez: Nicht wirklich, ein Rebell bin ich erst heute. Damals richtete sich mein Aufbegehren höchstens gegen die Lehrer in der Schule. Ich hatte den Eindruck, dass sie mich mehr gezeißelt haben als die Mitschüler. Enkel Honecker durfte sich nichts erlauben. Die Ansprüche waren sehr hoch an mich.

ZEITmagazin: Sie waren 14, als die Mauer fiel, ein Jugendlicher mitten in der Pubertät. Wie haben Sie die Zeit erlebt?

Yáñez: Ich war noch ein Kind, behütet und verträumt. Ich hatte keine Ahnung, was das ist, ein Kalter Krieg, bei uns in der Familie wurde auch nicht viel drüber gesprochen. Ich weiß noch, dass es ein paar Versuche gab, den Laden zu modernisieren. In Mitte hatte eine Art McDonald's aufgemacht, es gab nun einen Jugendsender, und ich erinnere mich an einen Tag im Herbst 89, an dem ich mit der Tram durch eine Demo kam. Da bin ich dann zu meinem Großvater und hab gesagt: »Es gibt Probleme. Da braut sich was zusammen.«

ZEITmagazin: Wie hat er reagiert?

Yáñez: Sie werden es nicht glauben, aber ich kann mich daran nicht erinnern. Ich weiß nur, dass ich zu ihm hin bin, dass er es wahrgenommen hat, aber der Rest ist ausgelöscht. Er fehlt, wie viele andere Erinnerungen an diese Zeit, auf die ich lange keinen Zugriff hatte.

ZEITmagazin: Wie war der Abend, als die Mauer fiel?

Yáñez: Das völlige Gefühlschaos. Ich war erleichtert, dass da plötzlich Löcher in der Mauer waren. In den nächsten Tagen bin ich selber durch, ich hab mich treiben lassen, ein Mädchen aus dem Westen kennengelernt, dem ich natürlich nicht erzählte, wer ich bin. Ich habe Bier getrunken mit einem Theatermann, der mich in seine Vorstellung eingeladen hat, aber andererseits war diese Nacht ein Albtraum. Das Gefühl, als ende innerhalb von Stunden meine Kindheit. Es war, als ob du irgendwo an einer Straße stehst, es knallt, ein Attentat, zwanzig Leute sterben um dich rum, aber du kriegst nur ein paar Kratzer ab. Ich war darauf nicht vorbereitet. Die Therapeuten, die ich später hatte, haben dafür ein Wort: Sie nennen es Posttraumatisches Stresssyndrom.

ZEITmagazin: Ist Ihnen damals von irgendjemandem erklärt worden, was da passiert?

Yáñez: Nein, nicht wirklich. Und ich glaube auch, dass in meinem Umfeld gar niemand begriff, was eigentlich gerade vor sich ging. Das ging so über uns hinweg. Es war eine Kraft da, die spülte alles weg, den Staat, eine Epoche, meine Familie, die in der Verantwortung stand. Es gab auch keine Zeit für große Erklärungen. Wir fühlten uns bedroht, es gab genügend Leute, die uns an den Kragen wollten. Ende März haben wir dann einen Linienflug gebucht. Meine Eltern haben mich gepackt, und wir sind abgehauen. Aber das alles habe ich schon nicht mehr richtig wahrgenommen. Es waren Tage wie in Trance.

ZEITmagazin: Endlich war die Mauer weg, aber dann hatten Sie nichts von der Freiheit.

Yáñez: Paradox, oder?

ZEITmagazin: Was haben Sie mitgenommen?

Yáñez: Meine Kinderbücher, meinen Pionerausweis, den FDJ-Ausweis; keine Ahnung, ob ich dachte, dass ich ihn je wieder brauchen würde. Und eine Fahrkarte, die ich noch

habe, für 20 Pfennige. Ich weiß nicht, wie die U-Bahn heute in Berlin ist. Damals waren die Stationen offen. Hier in Santiago gibt es eine Barriere, man muss sein Ticket reinstecken, um durchzukommen.

ZEITmagazin: In Berlin sind sie noch immer offen.

Yáñez: Noch immer offen? Man könnte also ohne Karte auf den Bahnsteig laufen? Ohne dass es einer merkt?

ZEITmagazin: Man kann.

Yáñez: Hätte ich nicht gedacht.

ZEITmagazin: Wie war die Ankunft in der neuen Welt?

Yáñez: Es kam mir vor, als würde ich ein zweites Mal die Grundschule besuchen. Ich konnte zwar die Sprache, aber sonst nicht viel: Es gab in Chile plötzlich andere soziale Regeln, es gab Kriminalität, Kapitalismus. Mein ganzes sozialistisches Bewusstsein taugte hier nichts mehr. Ich brach zusammen, hatte Depressionen, Albträume, in denen ich immer wieder auf der Oberfläche eines Sees trieb, unter mir tausend tote Menschen, die versuchten, mich in die Tiefe zu zerren. Mir hat mal ein Psychiater gesagt, dass ich paranoid sei, und da habe ich gesagt: aber mit gutem Grund.

ZEITmagazin: Ihr Großvater kam 1993 nach. Er sollte angeklagt werden, als Verantwortlicher für die Toten an der Mauer, aber es kam nicht zum Prozess, weil er nicht mehr verhandlungsfähig war. Was denken Sie über den Schießbefehl? Können Sie sich Umstände vorstellen, unter denen ein Befehl wie dieser gerechtfertigt erscheint?

Yáñez: Ich kann es nicht, auch wenn ich nicht weiß, warum genau er damals angeordnet wurde.

ZEITmagazin: Gab es nach der Ankunft Ihres Großvaters ein Gespräch mit ihm darüber?

Yáñez: Nein, das gab es nicht. Das meiste, was ich über ihn weiß, habe ich mir angelesen.

ZEITmagazin: Warum kam es nicht zu dem Gespräch?

Yáñez: Ich glaube, die Erklärung ist sehr einfach: Ich war damals noch sehr klein, und er war schon sehr alt. Er hat nur noch ein Jahr gelebt.

ZEITmagazin: Was würden Sie ihn fragen, wenn Sie heute mit ihm reden könnten?

Yáñez: Ich würde vor allem wollen, dass es ihm gut geht. Ich würde für ihn einkaufen und kochen, aber ich würde ihn nicht belehren oder ideologisch umerziehen wollen. Vielleicht würde ich ihn fragen, warum es keine Lockerung der Reisepolitik gegeben hat. Ich sehe es so: Wenn ich will, dass meine Leute glücklich werden, dann kann ich sie nicht einsperren.

Das war für mich sein größter Fehler. Das Land war ein Gefängnis, und deshalb war bereits nach vierzig Jahren Schluss.

ZEITmagazin: Man könnte ihn auch fragen, warum er diese Mauer überhaupt hat bauen lassen.

Yáñez: Aber das weiß ich ja. Dazu habe ich meine Meinung, und die würde sich nicht ändern, wenn er mir etwas erklärt. Mauern sind nie gut, egal ob in Berlin, in Mexiko oder in Palästina. An Mauern sterben Leute.

ZEITmagazin: Ihr Großvater trug dafür die Verantwortung.

Yáñez: Glauben Sie mir, ich weiß wie alle anderen, welche Fehler er gemacht hat; wie viele in der DDR gelitten haben, weil sie bespitzelt wurden oder weil sie in politische Gefangenschaft geraten sind. Aber als Enkel habe ich noch einen anderen Blick auf ihn. Ich verteufele ihn nicht nur.

ZEITmagazin: Was denken Sie heute über ihn?

Yáñez: Wenn er mir in einem Punkt ein Vorbild ist, dann darin, dass er wie auch meine Großmutter zu seinen Überzeugungen gestanden hat. Er war ein mutiger Mann, einer, der sich vor seinen Gegnern nicht beugte. Unter den Nazis saß er zehn Jahre im Zuchthaus. Danach hat er die DDR mit aufgebaut, die in gewisser Weise eine Diktatur geworden ist, aber ich halte ihm zugute, dass seine Ideen humanistisch waren. Er hat Castro unterstützt, die Revolution in Chile. Wenn ich das Internet durchsuche, dann finde ich unter dem Namen Erich Honecker einen deutschen Politiker, geboren 1912, gestorben 1994. Dann folgt dies und das, aber er steht nicht in einer Reihe mit den übelsten Tyrannen der Geschichte. Er hat, als es zu Ende ging, nicht auf die Demonstranten schießen lassen, wie es die Chinesen damals taten oder wie es Gadhafi heute tut. Er hat den Hut genommen. Neulich habe ich ein Lied geschrieben, das ich ihm gewidmet habe. Gott sagt darin, er verzeihe ihm, weil er kein Massaker angeordnet hat.

ZEITmagazin: Wie haben Sie ihn wahrgenommen in seinem letzten Jahr in Chile? Als verbitterten, gebrochenen Mann, der vor den Scherben seines Lebens stand?

Yáñez: Nein, das nicht, auch wenn er nicht viel gesprochen hat. Ich will versuchen, es mal metaphorisch auszudrücken: Wenn er noch einmal jung gewesen wäre und mit dem Wissen seines Alters ein zweites Mal vor der Entscheidung gestanden hätte, einen Staat zu führen oder, sagen wir mal, einen kleinen Goldwarenladen in Venedig, ich glaube, beim zweiten Mal hätte er sich für Venedig entschieden. Ist nur ein Gefühl, eine Idee, ich kann das nicht erklären.

ZEITmagazin: Wie haben Sie selbst aus Ihrer Krise wieder herausgefunden?

Yáñez: Es hat lange gedauert, bis ich mich wieder stark genug gefühlt habe, mir ein eigenes Leben aufzubauen, zehn Jahre, vielleicht fünfzehn. Meine Therapie ist offiziell seit drei Jahren beendet, aber ich geh auch heute noch manchmal da hin. Mindestens so wichtig wie die Therapeuten war für mich aber die Kunst. Die Kunst hat mich gerettet, genauer gesagt: der Surrealismus. Schon recht bald nach unserer Ankunft habe ich hier Freunde gefunden, Literaten, Maler, Musiker, über die ich mit Schriftstellern wie Arthur Rimbaud oder André Breton in Kontakt gekommen bin. In deren Büchern habe ich vieles wiedergefunden, was ich aus meinen Träumen kannte, Dinge, für die die Wissenschaft keine Worte hat, das Unerklärbare, Übersinnliche, parapsychologische Phänomene wie Telepathie und Hypnose. Dies alles waren Dinge, die ich in mir spürte, und im Surrealismus fanden sie einen Ausdruck. Ich fühlte mich darin sehr aufgehoben.

ZEITmagazin: Wie sieht Ihr Alltag heute aus?

Yáñez: Ich schreibe, male, spiele Gitarre, aber ich führe kein schlimmes Leben als Straßenmusikant, wie neulich der *Berliner Kurier* behauptet hat. Ich war auch nie drogenabhängig, wie es mal hieß. Ich habe hier in Chile drei Bücher mit Gedichten herausgegeben, ich bin Mitglied einer Surrealisten-Gruppe namens Derrame, die auch international bekannt ist, und ich arbeite gerade an einem Roman, der etwa zur Hälfte fertig ist. Darin geht es um einen Dichter, der in einem Büro arbeitet, der fliehen muss und auf der Flucht verfolgt wird von diesem Traum vom See, den ich nach unserer Ankunft immer hatte.

ZEITmagazin: Sie arbeiten Ihre Geschichte auf?

Yáñez: Ja, aber nicht eins zu eins. Ich verfremde sie; es kann die Geschichte von irgendjemand sein.

ZEITmagazin: Können Sie von Ihrer Kunst leben?

Yáñez: Nein, noch nicht. Ich habe versucht, die Übersetzungen meiner Gedichte in Deutschland anzubieten, aber dort stießen sie bislang auf kein Interesse. Letztens habe ich ein Bild verkauft, an einen Deutschen, der mir 250 Euro dafür gab, aber um über die Runden zu kommen, mache ich regelmäßig Übersetzungen für eine Tourismusagentur.

ZEITmagazin: Hätten Sie es leichter gehabt in der DDR?

Yáñez: Schwer zu sagen, was aus mir geworden wäre. Man hat es mir zwar nie direkt gesagt, aber ich spürte immer, dass man von mir erwartete, dass ich eine Karriere in der Politik hinlege. Ich weiß nicht, ob ich ohne den Mauerfall zur Kunst gefunden hätte, zum kritischen Denken, zur späten Rebellion. Und wenn, dann wäre es sehr schwer geworden, öffentlich Kritik zu üben, frei zu sagen, was man denkt. In Chile geht das. Sehr inspirierend, dieses Land, mit einem unfassbaren Licht, mit einer Wüste, die einmal im Jahr blüht, mit diesen Opferritualen der Indios, die sich mit dem Katholizismus vermischen.

Sehr inspirierend, aber dafür betrachtet die Gesellschaft einen mittellosen Künstler hier wie Dreck.

ZEITmagazin: Sie wohnen in Santiago in einem Haus mit Ihrer Großmutter. Wie findet sie Ihre Kunst?

Yáñez: Ich lese ihr manchmal etwas vor, aber sie kann mit Poesie nichts anfangen. Manchmal, wenn ich male, kommt sie runter in mein Atelier und schaut die Bilder an. Dann kommentiert sie das: Dieses da ist farblich ja ganz schön geworden. Das da ist zu dunkel. Sie hat Geschmack, wenn auch eher in einem dekorativen Sinne.

ZEITmagazin: Welche Rolle spielte Kunst in Ihrer Familie?

Yáñez: Schon eine gewisse. Meine Großmutter kannte Leute wie Bert Brecht und Hermann Kant. Mein Vater kommt aus einer Musikerfamilie. Am wichtigsten für meine Entwicklung aber war mein Großvater, der meine Seele mit poetischen Dingen gefüttert hat. Wir waren tauchen, fischen, er erklärte mir, wie die Bäume heißen, und ich erinnere mich, wie er einmal als Weihnachtsmann verkleidet aus dem Wald herausgesprungen ist. Das alles hat meine Fantasie angeregt. Als ich ein Kind war, dachte ich, dass in den Hochhäusern in der Leipziger Straße irgendwelche Wesen leben.

ZEITmagazin: Haben Sie das jemandem erzählt?

Yáñez: Nein, nie!

ZEITmagazin: Weil es so was nicht geben durfte?

Yáñez: Die Dinge mussten rational erklärbar sein. Realistisch. Alles andere galt als suspekt.

ZEITmagazin: Auch die Kunst.

Yáñez: Die Surrealisten galten in der DDR als dekadent, Bourgeoise, die Chaos stifteten und die staatliche Ordnung damit gefährdeten. Man warf ihnen vor, sich nicht in den Dienst des Klassenkampfes zu stellen. Verstehen Sie, alles in diesem Land war zubetoniert mit Ideologie. Das war das Schlimmste: Es gab kein Grau, nur Schwarz und Weiß. Kapitalismus und Kommunismus. Es gab Marx und Engels, Lenin, Luxemburg und Thälmann, interessante Leute, ohne Zweifel, aber auf die Dauer etwas eintönig, vor allem dann, wenn es nichts gibt, was die spirituellen Sehnsüchte befriedigt. Nicht einmal die Bibel haben wir gelesen in der Schule.

ZEITmagazin: Das lag in den Händen Ihrer Großmutter. Die war Ministerin für Bildung.

Yáñez: Das stimmt.

ZEITmagazin: Haben Sie ihr diesen Vorwurf mal gemacht?

Yáñez: Hab ich nicht, aber ich weiß, was sie entgegen würde: Geh in die Bibliothek, wenn du sie unbedingt lesen willst. Ich spreche manchmal Dinge an, aber es ist schwierig mit ihr. Sie hat ihre Auffassungen. Sie steht zum Kommunismus in einer Weise, die mir nicht gefällt. Sie ist sehr stur.

ZEITmagazin: Sagt sie immer noch, dass sie ihr Weltbild nicht auf dem Altar der Zeitgeschichte opfern will?

Yáñez: Nicht dass ich wüsste. Sie macht sich auch ihre Gedanken, und ich bin sicher, dass sie weiß, was falsch gelaufen ist. Aber sie spricht darüber nicht.

ZEITmagazin: Weil sie zu stolz ist?

Yáñez: Nein, sie erkennt nur keine Notwendigkeit darin.

ZEITmagazin: Wie geht es ihr zurzeit?

Yáñez: Es geht ihr gut. Sie schreibt Briefe, und sie liest sehr viel, Bücher, linke Zeitungen, ich habe ihr gezeigt, wie das Internet funktioniert, und seitdem liest sie jeden Morgen *Spiegel Online*. Manchmal kommen Genossen von der kommunistischen Partei vorbei, und dann fahren sie zum Strand. Das sind Leute, die haben die DDR anders wahrgenommen als viele Deutsche. Für die war das ein Zufluchtsort, ein soziales Paradies, etwas, das sie sich für Chile auch gewünscht hätten, und viele wünschen es sich heute noch.

ZEITmagazin: Haben Sie Ihre Herkunft nie als Last empfunden, als lebenslange Bürde?

Yáñez: Nein, nicht in dem Sinne, dass ich mir gewünscht hätte, in eine andere Familie geboren worden zu sein. Ich zehre von dem Chaos, das sie in mir angerichtet hat. Ich versuche es zu ordnen. Es ist ein Reichtum, aus dem auch jemand wie van Gogh geschöpft hat.

ZEITmagazin: Es gibt in Deutschland eine Frau, die glaubt, dass Sie ihr Sohn seien. Sie sagt, die Stasi habe Sie entführt.

Yáñez: Ich weiß, sie hat mir geschrieben. Ihr eigener Sohn ist 1979 verschwunden, seitdem sucht sie ihn. Ich verstehe, dass sie Probleme hatte, dass sie verzweifelt ist, aber ich bin es nicht, ich kann es nicht sein. Das Foto, das sie mir geschickt hat und auf dem sie mich für ihren Sohn hält, ist von 1976, und da bin ich mit meinen Eltern abgebildet.

ZEITmagazin: Sie sagt, Sie ähnelten ihrem Mann sehr, als dieser so alt war wie Sie heute, und Sie sähen überhaupt nicht aus wie ein Chilene.

Yáñez: Mag sein, aber die Gene spielen manchmal verrückt. Ich weiß, dass es Zwangsadoptionen gegeben hat in der DDR, aber dass mein Großvater über die Stasi die Entführung eines Kindes angeordnet hätte, halte ich für völlig aus der Luft gegriffen. Komplette absurd. Ich habe keine Zweifel an meiner Identität.

ZEITmagazin: Haben Sie ein großes Lebensziel?

Yáñez: Wenn ich eins hätte, würde ich es Ihnen nicht verraten. Aber ich träume davon, die Grenzen meiner Sprache zu erweitern, mit ihr die unsagbaren Dinge zu ertasten. Ich wünsche mir, dass auch die Deutschen meine Bücher lesen.

ZEITmagazin: Würden Sie gern mal wieder nach Deutschland zurückkehren?

Yáñez: Sehr gerne. Ich würde gerne all die alten Orte in Berlin aufsuchen, die Leipziger Straße, unser Haus, die Schule, aber leider habe ich kein Geld für einen Flug. Und ich habe immer noch ein bisschen Angst vorm Reisen.

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2011/10/Honeckers-Enkel>